

Stephan Kuhnert

Globalisierung ohne Schrecken

Auf dem Weg zu mehr Wohlstand und kulturellem Austausch

Die Auffassungen darüber, was unter Globalisierung eigentlich zu verstehen ist, sind so zahlreich wie die Stellungnahmen dazu: in manchen Beiträgen wird sie zum Synonym für das Unkontrollierbare und Ausbeuterische in der Welt; andere sehen vor allem die verbesserten internationalen Geschäftschancen bei gleichzeitig erhöhter weltweiter Konkurrenz. Der Kern dessen, was die Globalisierung ausmacht, ist die stärkere Reaktionsverbundenheit« der Handlungen und Entscheidungen von Menschen rund um den Globus. Es ist kaum noch möglich, Entscheidungen zu treffen, die nur von den Faktoren der unmittelbaren geographischen und kulturellen Umgebung beeinflusst werden und die umgekehrt nur auf diese Umgebung zurückwirken. Wissen und Informationen verbreiten sich in Sekundenschnelle um die Welt. Menschen und Maschinen sind unter überschaubarem Aufwand an Zeit und Geld an jeden beliebigen Ort transportierbar. Direktinvestitionen in fremden Ländern boomen. Räumliche Entfernung wird immer unwichtiger. Gestiegen sind auch die Neigung und die kulturelle Befähigung zum internationalen Austausch: Die Anwendung marktwirtschaftlicher Regeln in weiten Teilen der Erde und der Aufstieg der englischen Sprache zum internationalen Verständigungsmedium haben zumindest eine dünne Schicht an gemeinsamer Kultur geschaffen, die den Globalisierungsprozess stark gefördert hat. Gleichzeitig treibt die Dynamik der Marktwirtschaft dazu an, weltweit nach neuen Absatzmärkten und günstigeren Produktionsstandorten Ausschau zu halten. Wer die Vorteile der internationalen Arbeitsteilung nutzt, steigert seine wirtschaftliche Chance und wird gleichzeitig zum Protagonisten der Globalisierung. Damit beeinflusst er auch ihren Kurs. Wer sich hingegen hinter Handelsbarrikaden versteckt, verliert den Anschluss. Die Ängste, die der Globalisierung von manchem entgegengebracht werden, gehen zumeist auf die Verminderung politischer Lenkungsmöglichkeiten zurück: die abnehmende Fähigkeit, wirtschaftliche und gesellschaftliche Ergebnisse durch gezielte nationalstaatliche Eingriffe herbeizuführen. Die andere, positivere Seite der Medaille des sinkenden Einflusses nationaler Regierungen wird systematisch unterschlagen: die Befreiung von staatlicher Willkür und wachstumsfeindlichen Gesetzen, deren negative Konsequenzen hierzulande nur so lange im Verborgenen bleiben konnten, wie Deutschlands Position im internationalen Wettbewerb unangefochten war. Der globale Wettbewerb staatlicher Institutionen hat der wahltaktischen Versuchung des Politikers in der Demokratie, sozialstaatliche Wohltaten zu verteilen endlich etwas Substanzielles entgegenzusetzen. Der Standortwettbewerb in Verbindung mit der erhöhten Mobilität zwingt die Regierungen zu einem Verhalten im Sinne der Bürger. Die Gegner der Globalisierung nennen dies gerne die »Diktatur des Weltmarkts«. Diese Bezeichnung führt in die Irre. Ein Weltmarkt ist eben gerade keine Diktatur, sondern lebt von Milliarden dezentraler menschlicher Entscheidungen in aller Welt. Die Globalisierung ist das Gegenteil der Herausbildung einer autoritären Herrschaftsform. Wer sein Land nicht mehr wirksam mit steinernen oder gesetzlichen Mauern umgeben kann, muss sich um die Präferenzen der Einwohner kümmern, wenn er sie im Land halten will. Kaum ein schwedischer Tennisspieler zahlt in Schweden Steuern. In Deutschland wird geklagt, aber nicht gehandelt, wenn wieder einmal ein Wissenschaftler aus Deutschland, der sich zu Beginn seiner Laufbahn für eine amerikanische Universität entschieden hat, den Nobelpreis bekommt. Sobald auch nur ein Teil der Menschen die Möglichkeit nutzt, ihr Leben an einem besseren »Standort« zu führen, werden die institutionellen Schwächen ihres Herkunftslandes offensichtlich. Entsprechend steigt im betroffenen Land der Druck auf die Herrschenden zur institutionellen Erneuerung. Wo dem Nationalstaat aber aufgrund der

Globalisierung die Hände gebunden sind, können nachgeordnete Regierungsebenen flexibel reagieren; denn nichts ist unzutreffender als die Annahme, durch die Teilentmachtung von Staatsregierungen entstünde ein Machtvakuum, das der »Weltkapitalismus« zu blindem Wüten nutze. Gerade im föderal aufgebauten Nachkriegsdeutschland hat es immer »Regierung« auf zahlreichen Ebenen unterhalb des Nationalstaats gegeben, die auch gut ohne die Ratschläge und Kompetenzbeschneidung der Bundesbürokratie zurechtgekommen ist. Wird die Dynamik der Globalisierung richtig kanalisiert, können die dezentralen Ebenen einen Teil der freigesetzten Kompetenzen übernehmen.

Wettbewerb der Institutionen

Das bessere Wissen um das Geschehen in anderen Ländern wird im Zuge des Standortwettbewerbs auch dazu führen, dass verstärkt erfolgreiche Ordnungselemente anderer Länder in den eigenen Grenzen ausprobiert werden. Politikentwürfe werden dann aus einer größeren Grundauswahl politischer Problemlösungsvorschläge ausgewählt, was ihre Qualität tendenziell erhöhen dürfte. Das Rad muss nicht in jedem Land neu erfunden werden. Der Systemwettbewerb zwingt die Staaten zu konsequenten Bemühungen um eine Verbesserung der Angebotsbedingungen und ermöglicht Lernprozesse durch die Beobachtung der Erfolge anderer Länder. Dies kann zu verstärkter ökonomischer Aktivität, höheren Einkommen und mehr Beschäftigung führen, es sei denn, ein Standort fällt im Wettbewerb zu weit hinter die anderen zurück und bleibt auf der Verliererseite. Die strukturellen Veränderungen infolge des Standortwettbewerbs haben jedoch den Ruf nach zwischenstaatlichen Vereinbarungen zum zwangsweisen Erhalt bestimmter sozialstaatlicher Institutionen und Mindeststeuersätze laut werden lassen. Solche Verträge könnten zur Achillesferse für das Wohlstandssteigernde Potenzial der Globalisierung werden: Sie unterbrechen die wettbewerbliche Suche nach den besten staatlichen Institutionen und schreiben den Status Quo als das Maß für die Zukunft fest. Eine bessere, stärker an den Bedürfnissen der Menschen ausgerichtete Politik wird untersagt. Die Leidtragenden sind in diesem Falle die Bürger als Konsumenten staatlicher Leistungen. Nur die Angstgetriebenen werden bei Lösungen dieses Typs auf ihre Kosten kommen. Es fällt auf, dass Forderungen nach internationalen Verträgen im Sozialbereich zumeist in jenen Ländern laut werden, die bereits hoch entwickelt sind und über ein hohes Wohlstandsniveau verfügen. Die Einführung sozialer Mindeststandards ist ein Reflex jener Länder, die es »geschafft« haben. Für viele Schwellenländer aber sind niedrige Arbeits- und Sozialkosten gerade das Pfund, mit dem sie im internationalen Wettbewerb wuchern können. Sie werden sich diesen Standortvorteil zu Recht nicht nehmen lassen wollen. Im übrigen dürfte es kaum möglich sein, eine weltweite Festschreibung sozialer Mindeststandards dauerhaft durchzusetzen. Zu groß ist die Versuchung für einzelne Schwellenländer, durch eine Unterbietung der Mindeststandards Investoren an sich zu binden. Neben die sogenannten »Steuroasen« würden dann »Sozialkosten oasen« treten, in denen sich nach kurzer Zeit alles, was im internationalen Geschäftsleben einen Namen hat, die Klinke in die Hand geben würde. Selbst wenn viele Institutionen des Sozialstaats alter Prägung wegfielen, stünde damit noch längst nicht fest, dass sich das Versorgungsniveau mit Sozialleistungen tatsächlich verringern würde. Die extrem hohen Ausgaben haben bei vielen Bürgern das Verantwortungsgefühl und damit die Bereitschaft zerstört, sozial Bedürftige freiwillig mit Mitteln zu versorgen, wie dies etwa in den USA geschieht. Es ist ein auf Gewöhnung beruhender Trugschluss, soziale Versorgung sei nur von kollektiven Einrichtungen auf hoher gesellschaftlicher Ebene zu leisten. Kann der Spender sozialer Leistungen die Verwendung seiner Mittel mühelos nachvollziehen, wird sich zum einen seine Bereitschaft zu geben deutlich erhöhen. Zusätzlich aber würde es auch zu einer wesentlich effizienteren Verwendung der Mittel durch die verteilende Organisation kommen. Verschwendung und Ausnützung sozialer Institutionen würden zurückgehen. Langfristig kommt es zu einer Veränderung der Moral: An Stelle sozialstaatlich verordneter sozialer Gaben kann es auch in Europa wieder zu einer »echten« freiwilligen Hilfe durch die Bevölkerung kommen. Zwar wird

die (Wieder-)Herausbildung dieser neuen alten Moral der persönlichen sozialen Verantwortlichkeit Zeit in Anspruch nehmen. Sie darf deswegen aber als Ziel nicht aus den Augen verloren werden.

»Anpassung nach oben«

Beklagt wird auch die globalisierungsbedingte Verminderung des Anteils gesicherter Vollzeitarbeitsplätze. Die aber konnte es doch nur so lange geben, wie einige der wichtigsten heutigen Wettbewerber Deutschlands noch keine ernsthafte Bedrohung darstellten. Nur die wirtschaftliche Überlegenheit Deutschlands und der westlichen Welt hat die gut bezahlten Vollzeit- und Vollkasko-Arbeitsplätze ermöglicht. Ist es aber nicht letztlich eine wünschenswerte Entwicklung, dass nun auch andere Regionen der Welt ökonomisch stark geworden sind, und Deutschland sich anstrengen muss, um gegen sie keine Weltmarktanteile zu verlieren? Die denkbare Alternative wirtschaftlich weiterhin völlig unterentwickelter Weltmarktkonkurrenten wäre doch nicht attraktiver. Wie das Beispiel gerade der »Tigerstaaten« zeigt, beruht ökonomischer Aufstieg anfangs auf dem Verkauf landwirtschaftlicher Erzeugnisse und billiger Arbeitskraft. Paradoxaerweise führt jedoch das intensive Engagement internationaler Unternehmen in diesen Ländern dazu, dass die genannten Vorteile schrittweise erodieren. Je mehr sich die Wirtschaft des aufstrebenden Landes in seiner Wirtschaftsweise, und nachfolgend auch seiner Kultur, den Wirtschaften der westlichen Investoren angleicht, desto geringer wird der Anreiz für weitere Investoren, es den Pionieren nachzutun. Die steigenden Grundstückspreise und Löhne lassen es dann zunehmend fragwürdig erscheinen, die Ungewissheiten des Auslands-Engagements auf sich zu nehmen. Aus Sicht des betreffenden Schwellenlandes ist dies nichts anderes als eine »Anpassung nach oben«, die sich im den letzten zwanzig Jahren beobachten ließ. Die These, die Globalisierung führe weltweit zu einem »»Anpassungsprozesses nach unten«, ist also falsch. Internationale Arbeitsteilung und Globalisierung erhöhen insgesamt den Wohlstand. Der Preis für alle Beteiligten besteht in einem immer rascheren strukturellen Wandel, und - zumindest in den Industriestaaten - einer sinkenden Nachfrage nach weniger qualifizierten Arbeitnehmern. Die Globalisierung legt offen, dass die entwickelten Länder bei der Produktion einfacher Güter keine komparativen Vorteile mehr haben. Unbestreitbar trägt die Globalisierung zur Erhöhung der individuellen Einkommensunterschiede bei. Dass die Schere zwischen arm und reich sich vergrößert, besagt freilich noch nicht, dass es den Armen schlechter gehen wird als vor dieser Entwicklung. Die Möglichkeit, sich in seinem wirtschaftlichen Erfolg von anderen abzuheben, setzt Kräfte und Energien frei, von denen jedes Gesellschaftsmitglied profitiert. Umgekehrt: Die Einkommensunterschiede in der DDR waren geringer als bei uns. Dennoch standen dem Bezieher selbst eines mäßigen Arbeitslohns in Westdeutschland ganz andere Konsummöglichkeiten offen als dem durchschnittlichen Einkommensbezieher im sozialistischen System.

Verlust an Vielfalt

Die Globalisierung hat neben der wirtschaftlichen auch eine gesellschaftspolitische Komponente. Auf der ganzen Welt begegnen sich Angehörige fremder Kulturen in einem nie dagewesenen Ausmaß und leben in unmittelbarer Nachbarschaft zusammen. Es entsteht ein intensiver Austausch - wo es Austausch gibt, wachsen die Ähnlichkeiten. Diese Entwicklung ist zu begrüßen, wenn man sie unter dem Aspekt der Völkerverständigung sowie des Abbaus von Vorurteilen betrachtet. Ähnlichkeit bedeutet jedoch auch Angleichung; Angleichung, dass Vielfalt verlorengeht. Der langfristige Verlust von Vielfalt durch die multikulturelle Gesellschaft ist eine gerade aufgrund ihrer Einfachheit überraschende Einsicht. Sie wird regelmäßig von all jenen, die sich aufgrund ihrer Buntheit und Vielfalt für die multikulturelle Gesellschaft einsetzen, gerne übersehen. Eine wahrhaft multikulturelle Weltgesellschaft wird nach einer Weile - seien es nun Jahrzehnte oder Jahrhunderte - überhaupt nicht mehr bunt und vielfältig sein. Die Annäherung hat einen Preis, den man kennen sollte, selbst wenn man von seiner Angemessenheit überzeugt ist. Die Angleichung der Kulturen wird zusätzlich von der stark

amerikanisch geprägten Unterhaltungsbranche gefördert. Anglo-amerikanische Produktionen beherrschen Kino, Fernsehen und Hitparade. Immer mehr Bücherläden sind in Aufbau und Angebot originalgetreu amerikanischen Vorbildern nachempfunden, Unterschiede kaum noch zu erkennen. Der Siegeszug amerikanischer Esskultur ist in nahezu jeder Großstadt der Erde mühelos nachvollziehbar. Schon manche Prognose über den angeblichen weltweiten Siegeszug eines Kulturkreises hat sich jedoch als voreilig erwiesen. Bis vor wenigen Jahren wurde gebetsmühlenhaft die These wiederholt, in naher Zukunft würde allerorten die vermeintlich überlegene asiatische Kultur glorreich Einzug halten. Mancher Beitrag in dieser öffentlichen Diskussion ließ die Erwartung entstehen, selbst in Kleinbetrieben würden die Mitarbeiter demnächst zur Teilnahme an Japanisch-Intensivkursen gedrängt. Tatsächlich ist es dann aber bei den längst üblichen Englischkursen geblieben. Das »asiatische Jahrhundert« wollte nicht kommen. Woher kamen die Rückschläge? Die Globalisierung ist ein Siegeszug der Marktwirtschaft, und von ihren Hauptdarstellern wird sie weiter vorangetrieben. In mancher Hinsicht tut man sich in Asien noch schwer mit der Akzeptanz des Wirtschaftens nach Angebot und Nachfrage. China ist das offensichtlichste Beispiel. Doch auch in den »Tigerstaaten« fehlte es mitunter an den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, um in jenem Spiel mitzuhalten, in dem die Amerikaner nun einmal die meiste Erfahrung aufbieten können. Korruption und Vetternwirtschaft lähmten allzu häufig den politischen Fortschritt; gesellschaftlicher Konformismus und das damit einhergehende Fehlen unternehmerischer Pioniere bremsen den wirtschaftlichen Aufschwung. Disziplin und ein hartes Arbeitsethos allein konnten dies nicht wettmachen.

»Harte« und »weiche« Faktoren

Das asiatische Beispiel zeigt, dass es nicht ausreicht, die nationalen Wettbewerbsvorteile isoliert von gesellschaftlichen Rahmenbedingungen zu bewerten. Ein solches Vorgehen führt zu Trugschlüssen und Fehlentscheidungen. Eine schlüssige Theorie über kulturell vermittelte Wettbewerbsvorteile gibt es noch nicht, da eine vollständige Erfassung aller Faktoren unmöglich ist. Fest steht aber, dass die spezifischen Bedingungen eines jeden Landes keine länderübergreifenden Patentrezepte zur Förderung der internationalen Wettbewerbsfähigkeit erlauben. Angemessen ist lediglich eine vorsichtige Veränderung der gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, um die Chancen für eine günstige Evolution von Wirtschaft und Gesellschaft zu verbessern. Arbeit und Produktionsmittel werden fehlgeleitet, wenn ihr vermeintlich günstigster Standort mechanisch aus einer Tabelle und mit einer Handvoll wirtschaftlicher Vergleichszahlen abgeleitet wird. Die institutionellen Rahmenbedingungen müssen die Nutzung der Tabellengrößen auch zulassen, sonst sind sie praktisch wertlos. Kulturelle, geographische und politische Standortfaktoren sind schwer in einfachen Vergleichstabellen zu erfassen, weswegen sie in der Diskussion um die internationale Wettbewerbsfähigkeit von Ländern systematisch unterschätzt werden. Der Standort Deutschland schneidet vor allem bei den einfach in Tabellenform zu gießenden, den sogenannten »harten« Wettbewerbsfaktoren wie Steuersätzen und Arbeitskosten, schlecht ab. Unbestritten weist Deutschland jedoch im Bereich der »weichen« Standortfaktoren einige Aktiva auf, die sich im internationalen Vergleich sehen lassen können: ein hohes Ausbildungsniveau, eine gute Infrastruktur, die zentrale Lage in Europa und eine stabile politische Ordnung - um nur einige zu nennen. Für die internationale Wettbewerbsfähigkeit muss es bei den harten und den weichen Faktoren stimmen. Die Globalisierung erst hat den Blick auf Missstände gelenkt, die Deutschland sonst noch lange erhalten geblieben wären: Die Tür zu ihrer Beseitigung wurde einen Spalt weit aufgestoßen. Politische Innovationen, denen an der Verbesserung der »harten« Standortfaktoren liegt, können sich nunmehr den Rückenwind der Globalisierung nutzbar machen und verschüttete unternehmerische Potentiale freilegen. Wird diese Chance genutzt, braucht Deutschland die Globalisierung nicht zu fürchten. ❀

Dr. Stephan Kuhnert, Berlin, Altstipendiat der Friedrich-Naumann-Stiftung